

erschienen in: *Journal Phaenomenologie* 16 (November 2001), p. 100ff.

Die Bücher Michael Turnheims folgen einer gewissen inneren Logik. Sie zeugen von einer Möglichkeit das Freud-Lacansche Feld zu durchqueren. Seine erste Aufsatzsammlung mit dem Titel *Freud und der Rest* [1] nähert sich der Psychoanalyse unter einer scheinbar historischen Perspektive, indem die darin enthaltenen Studien vorwiegend den Psychoanalysekonzeptionen einiger Weggefährten und Nachfolger Freuds, wie z.B. Herbert Silberer, Hermann Nunberg oder Michael Balint gewidmet sind. Diese historische Hinsicht erweist sich allerdings sehr schnell als vordergründig, als die darin behandelten Autoren und ihre Lösungsvorschläge vorwiegend um eine zentrale Lacansche Fragestellung versammelt werden, nämlich um ihren Umgang mit jenem von Lacan als unvermeidbar postulierten Rest. Als solcher wird jener Überschuss/Abfall verstanden, der auch am Ende der psychoanalytischen Kur und/oder Ausbildung übrig bleibt und sich nicht in die Ökonomie der Signifikanten und des Sinns einbinden lässt. Dieser bleibt dem Wissen gegenüber widerständig, erweist sich dafür aber als nicht minder empfänglich für ein Genießen und stützt die phantasmatische Struktur des Begehrens.

Die historische Innenperspektive psychoanalytischer Selbstbeschau wird zusätzlich noch in 3 Aufsätzen durchkreuzt, in denen Dichter (Reinhard Priessnitz, Friedrich Hölderlin und Karl Kraus) Thema der Untersuchung sind, wobei die Behandlung des Rests in deren Werken durchaus als Korrektiv zum (abortiven) Umgang mit dem Rest innerhalb der psychoanalytischen Gemeinde gelesen werden kann, da wie Turnheim in seiner Vorbemerkung schreibt, »manche Dichter mit dem Rest umzugehen wußten, wie man es vielen Analytikern wünschen würde«. (p. 7)

Seine zweite Aufsatzsammlung mit dem Titel *Versammlung und Zerstreung* [2] nimmt diese Frage nach dem Verhältnis zu dem, für die signifikante Repräsentation Unassimilierbaren, sogenannten »Ding« weiter auf, befasst sich aber unmittelbarer mit Lacanschen Theoriestücken bzw. deren Konsequenzen für die Psychoanalyse. Thema der Untersuchungen sind so etwa das Ende der Analyse, die korrekte Positionierung des Analytikers während und am Ende der Kur oder das Verhältnis von Trieb und Werk in der Sublimierung, wobei diese Fragestellungen durch eine detailreiche Kenntnis der Werke Freuds und Lacans oft einer nicht unüberraschenden Antwort zugeführt werden.

Genauere Überlegungen zum Mechanismus der Psychose in der Theorie Lacans finden sich im zweiten Teil der Aufsatzsammlung, wobei – neben den klassischen Postulaten wie der »Verwerfung des Namens des Vaters« – im Lichte der späteren Ausführungen Lacans besonders auf die Möglichkeiten eines Genießens eingegangen wird, welches die psychotische Struktur für das Subjekt reserviert, das jenseits der Entwicklung eines Wahns auch therapeutisch stabilisierende Effekte zeitigen kann.

Turnheim gehört somit bereits jener Generation/Tradition von Analytikern der Schule(n) Lacans an, die von »einem anderen Lacan« gehört haben – so der gleichnamige Titel eines Aufsatzes von Jacques-Alain Miller [3] –, welcher den Akzent weniger auf die flinke Beweglichkeit der Metonymien des Begehrens setzt, als auf die Klebrigkeit des in genau jenem Rest materialisierten Genießens, das auf der Stelle tritt und das Subjekt arretiert.

Dass die trotz ihrer Komprimiertheit für das Lacan-Verständnis sehr erhellenden Lesenotizen Turnheims sich aber nicht auf bloße Stilübungen einer bestimmten Lacan-Exegese – und sei es der von Jacques-Alain Miller – beschränken wollen, zeigt sich in seiner jüngsten Publikation *Das Andere im Gleichen* [4], in der er versucht »einen Blick aus dem Fenster zu wagen.« (p. 9) In diesem Text, der dem Einbruch des Fremden/Anderen ins Feld des Gleichen folgt, wie er sich zum Beispiel in Phänomenen wie Trauer, Melancholie und Witz ereignet, fällt dieser auch prompt auf die Arbeiten eines Autors, dessen Verhältnis zu Lacan nicht gerade ein konfliktfreies war, nämlich auf Jacques Derrida.

Ausgehend von einer genauen Relektüre klassischer Texte Freuds wie *Trauer und Melancholie*, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* und Stellen aus seinem Witzbuch gelangt Turnheim nicht nur zu einer lesenswerten Neubeleuchtung und -bewertung des Verhältnisses von Normalität und Pathologie in Trauer und Witz bei Freud, sondern auch zu weitreichenderen Überlegungen zur Möglichkeit von Lesbarkeit von Texten überhaupt – mit nicht ganz unbrisanten Konsequenzen für die Politik der (institutionalisierten) Psychoanalyse.

Anhand einer genauen Nachzeichnung von Freuds unterschiedlichen Anläufen zu einer Theorie der Trauer kann Turnheim eine gewisse Retuschierung in der öffentlichen, klinischen

Theoriebildung Freuds aufzeigen, wie sie sich vor allem in dem Aufsatz *Trauer und Melancholie* manifestiert, wo Freud die – in dem zwei Jahre zuvor gehaltenen Vortrag *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* sehr wohl konstatierte – Bedeutung der Alterität herunterspielt zugunsten einer schärferen Trennung (und Trennbarkeit) zwischen normaler und pathologischer Trauer und einer Theorie der prinzipiellen Ersetzbarkeit (d.h. Substitution ohne Rest) des Anderen.

Auf diesen Punkt der irreduktiblen Andersheit des Anderen zu beharren, (der sich wohlge- merkt auch in den Texten Freuds findet, wie das Buch zeigt), *darauf* liegt aber das ganze Gewicht der Interpretation Turnheims.

Indem gezeigt wird, wie das Andere, das Fremde, sich ins Gleiche einschreibt, oder genau- er sich seit jeher dort schon eingeschrieben, sich unter der Oberfläche des Gleichen verzweigt hat, gelingt es, die Scheidewände zwischen normalen und pathologischen Phänomenen, die Freud in seiner »klassischen« Trauertheorie zieht, als durchlässig oder willkürlich erscheinen zu lassen. Kann doch gerade das oftmals als pathologisch (ab-)qualifizierte Phänomen die Vorgänge und Voraussetzungen für den sogenannten Normalfall erklären und umgekehrt dasje- nige, was Freud über die normale Trauer sagt, für das Verständnis der Pathologie relevant sein. Denn das Grübeln des Melancholikers eröffnet nur deutlicher, was »normale« Trauer ver- schleiern will, nämlich, »daß das Nächste von einer Andersartigkeit bewohnt war«, dass »der Freund, zumindest etwas an ihm, uns fremd [war], unerträglich, immer schon«. (p. 31) Diese prin- zipielle Irreduzibilität des Anderen anzuerkennen, die Unmöglichkeit anzunehmen, dessen Andersartigkeit auf die eigene Vorstellung, auf »das Gleiche« reduzieren zu können, wäre somit das einzige »Heilmittel« gegen die Gefahr der Melancholie. Nur mittels der (durch die Kastration bedingten) Subjektivierung des eigenen Mangels kann die zur Melancholie disponierende Objektwahl vom narzisstischen Typus verhindert werden, die die subjektive Position zum Liebesobjekt von dem: »Du bist das, was mir fehlt« verkehrt in ein: »Ich bin das, was Dir fehlt«. Die Alterität des Anderen verunmöglicht aber ein zuvorkommendes Eingehen auf die vermeint- lichen Bedürfnisse des Anderen, insofern man dem Anderen eben nicht geben kann, was ihm fehlt, weil man niemals mit Sicherheit wissen kann, was dieser will. (Was eben wiederum mit Lacans These korrespondiert, dass zu lieben bedeutet »zu geben, was man nicht hat.«) Die Begegnung mit der Singularität des Anderen kann eben nur jenseits des Kalkulierbaren als Wagnis, als »unvorhersehbares, unberechenbares Ereignis« (p. 147) glücken. Diese irreduzible Andersheit zu verschleiern und dem Rätsel des Begehrens des Anderen auszuweichen, gelten aber die Versuche des melancholischen Subjekts. Dennoch ist es gerade das Schicksal des künf- tig melancholischen Subjekts, dass sich die verkannte Alterität des Anderen nach dessen Verlust umso unausweichlicher bemerkbar macht. »Eben weil das Subjekt den anderen zu Lebzeiten auf Kennzeichen reduzieren wollte, würde es der durch den Verlust aufgedeckten Alterität ratlos gegenüberstehen.« (p. 60)

So kann die Melancholie noch ein zweites zeigen, nämlich die prinzipielle Unmöglichkeit, die Singularität des Anderen zu bezeichnen, den Rest, welcher der Repräsentation auf immer entgeht, doch noch einfangen, d.h. benennen zu können, weil »der Melancholiker mit der Alterität des Objekts, die sich grundsätzlich nicht beschreiben läßt, zu tun hat.« (p. 71)

So wird mit einer Referenz an die (auch von Jacques Derrida [5] aufgegriffene) Unterschei- dung Hegels in der *Enzyklopädie* zwischen Gedächtnis und Erinnerung, das Scheitern einer voll- ständigen Introjektion des verlorenen Objekts durch den Trauernden angezeigt, da über die ver- gegenwärtigende Erinnerung die Äußerlichkeit der Zeichen im Gedächtnis obsiegt. Diesem Scheitern würde aber gleichzeitig ein Gelingen entsprechen, wenn die Trauer von einem vereinh- ahmenden Erinnern zu einem die Alterität des Anderen respektierenden Andenken übergeht. Die allegorische Trauer der Melancholie vermag eben jenen eng an die Andersheit des Anderen gebundenen Hof im Gedächtnis zu schaffen, an dem ein Andenken an das Verlorene möglich wird, denn diese als »Einverleibung« beschriebene (der Introjektion entgegengesetzte) Opera- tion, »bewahrt den Toten jenseits seiner Reduktion auf Kennzeichen auf und erzeugt damit einen dem Inneren äußerlichen Fremdkörper« (p. 60f.), wie Turnheim in einer Anspielung auf Jacques Derrida [6] bemerkt. Somit ist dasjenige, was den Melancholiker quält – jenes unabsorbierbar Andere des Anderen – zugleich auch jenes, welches »ihn uns, wenn wir ihn verlieren, als un- ersetzlich erscheinen läßt.« (p. 39) Das Unvorstellbare, das den anderen zu Lebzeiten be- gehrenswert machte, Ursache des Begehrens war, wird nach seinem Verlust zum Unersetzbaren, Ursache einer (notwendigen) Unröstlichkeit, Unmöglichkeit einer Substitution ohne Rest. (Eine Tatsache die – wenn sie auch nicht Teil der klinischen Lehre wurde – Freud im Privaten durchaus nicht entging, wie Turnheim an einer schönen Fundstelle aus dem Briefwechsel Freuds mit

Binswanger belegen kann. [7])

Die gelungene Trauer muss in ein Jenseits der Erinnerung, zu einem – vormals eher der Melancholie zugerechneten – Andenken vorstoßen, das die Hoffnung auf Ersetzbarkeit wie auch eine vergegenwärtigende (bildhafte) Konservierung des Verlorenen hinter sich zurücklässt. Denn, »sobald man aber die Konfrontation mit der Alterität nicht mehr einseitig dem Melancholiker anlastet, bleibt auch dem (klinisch nicht als melancholisch qualifizierbaren) Trauernden als einzig würdige Aussicht für seinen Schmerz das Ertragen von ›auswendigen‹, erinnerungslosen Zeichen.« (p. 76) Diese etwas andere »Politik der Trauer«, die Michael Turnheim hier entwirft, hat möglicherweise nicht nur Auswirkungen auf die Ausrichtung psychoanalytischer Praxis – die ästhetisch-philosophischen Exkurse gewinnen somit auch einen praktischen Aspekt –, denn, wie der Autor in einer Randbemerkung anfügt, vehikuliert die »handfest sich gebende analytische Klinik mehr an unverdauter Ästhetik als sie wahrhaben will« (p. 53); sondern die Konsequenzen dieser Überlegungen lassen auch das Feld des Umgangs mit den »Gründungsvätern« der Psychoanalyse – seien es Freud oder Lacan – und die sich daran knüpfende Politik der Institutionen nicht unberührt. So lässt sich das »subjektive Drama« Freuds, das mit der Problematik seiner eigenen Ersetzbarkeit zu tun hatte und seinem Ziel, die Zukunft der Psychoanalyse losgelöst von seinem Eigennamen als Wissenschaft zu sichern – die »Lehre« zementiert in Komitees und Vereinigungen –, lesen (und Turnheim lässt es sich nicht entgehen, es so zu lesen) als ein spätes Echo der in Trauer und Melancholie verkannten Dimension der an die Alterität gebundenen Unersetzbarkeit. Aber gerade diese Dimension ist es, die die Disziplin der Psychoanalyse von sogenannten »objektiven Wissenschaften« unterscheidet und sie von Anfang an als »melancholische Wissenschaft« etablierte. (Lacans in diesem Punkt größere – was auch heißen soll unbescheidenere – Reflektiertheit änderte daran nichts.)

Die Erfahrung der Melancholie wird also in einem nächsten Schritt in einen engen Zusammenhang gebracht mit der Erfahrung des Lesens und der Ermöglichung einer Lesbarkeit von Texten überhaupt. Auch hier gilt es, eine prinzipielle und irreduzible Alterität anzuerkennen, die einen Textkorpus nicht auf die Autorintention reduzieren lässt, sondern die Alterität der Schrift respektiert, um in einer der Melancholie ähnlichen Weise lesen zu lernen. Ein weiteres Mal wird dabei ein Stück Freudscher Theorie einer Revision unterzogen, insbesondere die in der kleinen Schrift *Vergänglichkeit* entworfene Ästhetik der Unmittelbarkeit und der Einfühlung, wenn Turnheim festhält: »Was Freud dabei entgeht, ist nicht nur, wie viel konventionelle Ästhetik in seine Trauertheorie einfließt, sondern auch, wie viel Trauer und Melancholie die Entstehung und das Lesen von Werken impliziert.« (p. 53) An dieser Stelle gegen Freud und mit Derrida vertritt Turnheim vielmehr eine Leseweise, die sich nicht »auf die beruhigende Eindeutigkeit eines Sagen-Wollens« [8], auf die Mittel und Techniken einer »Einfühlung« stützt, sondern versucht, für eine Vielfalt der Lektüremöglichkeiten eines zum Fremdkörper gewordenen Textkorpus zu plädieren. »Jenseits des Lustprinzips, das heißt erst jenseits der unmittelbaren ›Empfindung‹ des Schönen werden Werke lesbar ›schmerzhaft‹, indem weniger Trauer als vielmehr Erinnerung ›sich selbst aufzehrt‹, in Trauer: ›Vergänglichkeit des Schönen‹ als ›Nachreife des fremden Worts‹« (p. 55), heißt es diesbezüglich unter einer Bezugnahme auf Walter Benjamin [9]. So wird das Aufspüren von Inhomogenitäten innerhalb eines gegebenen Textkorpus oder eine Lektüre quer zu einer vermeintlichen Autorintention als fruchtbarer erachtet, als deren Wiederaneignung im hermeneutischen Prozess des Wiederaufspürens eines ursprünglichen »Sagen-Wollens«. Es ist somit Turnheims Pointe in der Unterwerfung unter die unaneignbare Fremdheit des Worts und der Anerkennung des Entzugs, der seit jeher der Schrift eignet, gerade eine Bezeugung von Treue zum Autor zu sehen, die den Leser an dessen Werk rückbindet, denn: »Jenseits des Anspruchs über eine dem Werk zugrundeliegende Intention zu verfügen (und das heißt auch: jenseits von Trauer), erlaubt die Alterität von Schrift es dem Leser, seine Liebe zum Autor zu bewahren.« (p. 158) So lässt sich wohl auch verstehen, wenn Turnheim einer allzu »treuen« Berufung auf den Namen und das Wort Lacans die Annahme – die einer Bemerkung Derridas [10] nicht die Spitze bricht – gegenüberstellt, dass »das Versprechen Lacans dann anderswo [gemeint ist als in der Rekonstruktion des Sagen-Wollens, Anm. KE] gesucht werden müsse«. (p. 97)

Die von Turnheim in diesem Buch vorgezeichnete Möglichkeit einer Bezugnahme auf einen Autor und dessen Werk stellt gerade auch anlässlich der Feierlichkeiten und Buchveröffentlichungen zum *centenaire* – dem Jubiläumsjahr der Geburt Jacques Lacans vor 100 Jahren – eine provokative und fruchtbare Alternative zu manch dogmatischer oder epigonaler Unterwerfung unter Wort und Werk Lacans dar. Dass sie damit durchaus auch der Herausforderung des

Lacanschen Denkens entspricht, daran erinnert zumindest jene Äußerung, die Jacques Lacan am Ende seines zwanzigsten Seminars tätigte, als er seine Zuhörerschaft zu wetten aufforderte, ob er fortsetzen würde oder nicht, und über die möglichen Ergebnisse bemerkte: »Und was wird das Resultat sein? Wird das heißen, daß die, die richtig geraten haben werden, daß sie mich lieben? Nun – das ist genau der Sinn dessen, was ich vor ihnen eben ansprach heute, – wissen was der Partner tun wird, ist nicht ein Beweis von Liebe.« [11]

Anmerkungen

[1] Turnheim, Michael: Freud und der Rest: Aufsätze zur Geschichte der Psychoanalyse. Wien: Turia + Kant 1993.

[2] Ders.: Versammlung und Zerstreuung: Psychoanalytische Aufsätze II. Wien: Turia + Kant 1996.

[3] Miller, Jacques-Alain: D'un autre Lacan. Ornicar? 28 (Paris 1984), pp. 49-57. (Dt.: Von einem anderen Lacan. In: Riss. Zeitschrift für Psychoanalyse 2 (1986), pp. 63-79.)

[4] Turnheim, Michael: Das Andere im Gleichen. Über Trauer, Witz und Politik. Stuttgart: Klett-Cotta 1999.

[5] In: Derrida, Jacques: Mémoires pour Paul de Man. Paris: Galilée 1988. (Dt.: Mémoires – für Paul de Man. Wien: Passagen 1988.)

[6] Derrida, Jacques: Fors. In: Abraham, Nicolas/ Torok, Maria: Cryptonymie / Le verbier de l'homme aux loups. Paris: Flammarion 1976. (Dt.: Fors. In: Abraham, Nicolas/ Torok, Maria: Das Verbarium des Wolfsmans. Frankfurt/M. et al.: Ullstein 1979.)

[7] »Man weiß, daß die akute Trauer nach einem solchem Verlust ablaufen wird, aber man wird ungetröstet bleiben, nie einen Ersatz finden«, schreibt Freud 1929 an Ludwig Binswanger, anlässlich des Todes von dessen ältesten Sohn. Freud, Sigmund/ Binswanger, Ludwig: Briefwechsel. Frankfurt/M.: Fischer 1992, p. 222f.

[8] Derrida 1988, p. 96.

[9] Die ersten beiden unter Anführungszeichen gesetzten Begriffe stammen aus Freuds Text *Vergänglichkeit* (SA X, pp. 223-227), der letzte aus dem Aufsatz Walter Benjamins *Die Aufgabe des Übersetzers* (in: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. IV/I, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, p. 13.)

[10] Turnheim bezieht sich auf die Feststellung Derridas, man versuche, »das Versprechen seines Denkens vergessen zu machen und damit den Namen Lacans auszulöschen«, besonders »einige, die sich heute auf den Namen Lacans berufen«. In: Derrida, Jacques: Pour L'amour de Lacan. In: Resistances de la psychoanalyse. Paris: Galilée 1996, p. 64. (Dt.: Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse! Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, p. 24f.)

[11] Lacan, Jacques: Encore. Das Seminar. Buch XX. Weinheim, Berlin: Quadriga 1986, p. 160.

Klaus Ebner, Studium der Medizin und Philosophie in Innsbruck und Wien. Diplomarbeit über den deutschen Psychiater und Psychoanalytiker Hermann Lang. Freier Mitarbeiter für das *Journal Phaenomenologie* und *Radio Orange*. Zur Zeit Betreuer des Lexikonprojekts *Lexikon der Phänomenologie* und Arbeit am Disserationsprojekt über das Spätwerk Jacques Lacans. Mitglied der *Neuen Wiener Lacanschule*. Kontakt: klaus.w.ebner@gmx.at.